

Die Grünen, die Roten und die SPD : ...man kann vom Ochsen nicht mehr als Rindfleisch verlangen

Autor(en): **Bahro, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **60 (1981)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-339752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der die Behandlung dieses wichtigen Geschäftes durch den Parteitag versprochen wurde. Mit der «frühzeitigen Prüfung» der Trennungsinitiative nach dem Rezept von

Yvonne Lenzlinger war es also nichts, und so – wie die Dinge heute liegen – besteht die Gefahr, dass sich ein Narrenspiel dieser Art jederzeit wiederholen könnte.

Rudolf Bahro

Die Grünen, die Roten und die SPD

...man kann vom Ochsen nicht mehr als Rindfleisch verlangen.

Rudolf Bahro hat mit seiner «Alternative» Massstäbe für die Kritik östlicher Systeme gesetzt. In seinem ersten im Westen entstandenen Buch werden «Elemente einer neuen Politik», einer Alternative zum westlichen System sichtbar. Seine Kritik am selbstmörderischen Lauf des Industrialismus ist ebenso radikal wie die an den dogmatischen Formen des Linksseins. Es geht ihm um die grundlegende Wende der Gesellschaft und der traditionellen Politik, um ein menschlicheres Leben in einer anderen Zukunft. Im olle-&-wolter-verlag ist zum «Verhältnis von Ökologie und Sozialismus» eine Reihe von Aufsätzen, Reden und Interviews erschienen, aus welchen wir eine auch für schweizerische Verhältnisse durchaus interessante Darstellung seines Verhältnisses zur SPD ausgesucht haben und mit freundlicher Genehmigung des Verlages hier abdrucken.

Wenn man sich mit der Frage auseinandersetzt, ob die SPD fähig ist, eine systemtranszendierende Politik zu machen, stellt man die Frage auf einer Ebene, die schon seit 60 Jahren klar und negativ beantwortet wurde. Insofern deuten viele der Auseinandersetzungen mit der SPD auf eine Fixierung hin, die für ein Vorwärtskommen durch und durch unfruchtbar ist. Warum richten wir denn unseren Blick immer wieder auf den Apparatcharakter der SPD, wie das Kaninchen den Blick auf die Schlange? Natürlich wird die SPD als Partei und als Institution so, wie sie jetzt verfasst ist, nicht über den Kapitalismus hinausführen. Lassen wir es doch endlich dabei bewenden. Aber, was ich auch drüben für den Ap-

parat festgestellt habe: Der Apparat ist, soziologisch gesehen, ein konservatives Element. Dies bezieht sich auf die Art und Weise, in die er die Individuen anspricht und mobilisiert. Darüber hinaus gilt dies auch in einem allgemeineren Sinne, weil die Gesamtstruktur der Apparate dem historischen Prozess gegenüber stillsteht, im besten Falle sich nachträglich ein bisschen anpasst.

Wenn ich für eine andere, nicht ressentimentgeladene Einstellung zur SPD eintrete, dann denke ich daran, dass wir das politisch-psychologische Kräfteverhältnis in der Bundesrepublik ändern müssen. Und dabei kommen wir ohne das von der SPD verwaltete Potential nicht weiter. Aus der Geschichte der zwan-

ziger Jahre sollten wir auch gelernt haben, dass es keine sehr sinnvolle Politik ist, zu sagen, dass wir Kontakte an der Basis haben wollen, um Einfluss gegen die Führung zu erlangen. Wir sollten die Frage gar nicht auf dieser Ebene stellen. Für uns geht es darum, dass wir uns die Diskussionsmöglichkeiten, das heisst unsere Einflussmöglichkeiten auf den ideologischen Prozess unter den Mitgliedern der SPD, offenhalten müssen. Also nutzt es uns auch wenig, wenn wir hinter jedes SPD-Mitglied, das wir beim Namen kennen, in Klammern das passende Etikett hinkleben: Das ist ein Linker, das war mal ein Linker, das ist ein Rechter, das ist ein Apparatschik, das ist ein Technokrat, der ist Opportunist. Und wir müssen akzeptieren, dass diese Menschen, die die SPD repräsentieren, sich neben dem, was durch ihre Funktion bedingt ist, vielleicht noch etwas anderes denken, etwas, was darüber hinausgeht, wenngleich das aber immer noch von einer gewissen Disziplin und Loyalität gegenüber der Partei getragen ist. Selbstverständlich sind selbst derartige Diskussionen Teilen des Apparats unheimlich, und er hat immer die Tendenz, die Schotten dicht zu machen. *Unser altes Problem ist, das taucht immer wieder auf, dass wir nicht durch unser eigenes Verhalten, durch Beschimpfungen, Klassifizierungen usw. dazu beitragen, dass die Gegenreaktion möglichst hart ausfällt.* Denn dadurch wird uns die Möglichkeit der Einwirkung auf den ideologischen Prozess in der Partei nur erschwert. Dabei meine ich das nicht einfach im subversiven Sinn, sondern im Sinne einer ideologischen Kooperation mit sehr vielen Menschen in

der SPD. Viele der Abgrenzungspositionen aus dem Kreis der hiesigen Linken rühren doch wohl zum einen aus einer Art Angstreaktion, die sich aus der nach aussen nicht eingestandenem Erkenntnis der Schwäche der eigenen Position begründet oder aus der Enttäuschung darüber, dass die SPD nicht die Politik macht, die einige von uns – illusionärerweise, würde ich sagen – von ihr erwartet haben. Das ist aber die Schwäche oder Unrichtigkeit der eigenen Position und nicht der Fehler der SPD. Sie ist wie sie ist. Man kann von einem Ochsen nicht mehr als Rindfleisch verlangen.

Was die Frage der Auseinandersetzung mit der SPD betrifft, die Hoffnung auf eine Spaltung oder ähnliches, so halte ich eine solche Einstellung für unzweckmässig. Gegenwärtig ist es doch so, dass sie an ihrer linken Flanke Menschen verliert, namentlich jüngere. Ob diese Menschen nun bei der Wahl gleich den entsprechenden Stimmbeschluss fassen werden oder nicht, ist eine ganz andere Frage, das kann sich aus taktischen und arithmetischen Gründen so oder so entscheiden. Fakt bleibt, dass die SPD an der linken Flanke Menschen verliert. Das ist ihre Angelegenheit und kann nicht den Grünen oder irgendwem angerechnet werden. Wer zu den Grünen kommt, der kommt, und wer nicht kommt, der kommt eben nicht. Aber klar ist auch, dass man das grüne Anliegen in unserem Lande nicht verwirklichen kann, solange die SPD insgesamt gesehen so funktioniert, wie sie jetzt funktioniert. Und ob die SPD so funktioniert wie jetzt oder anders, *das ist für uns als historische Materialisten keine Frage der Moralpredigt*

an die Führer, sondern eine Frage des gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses. Daraus ergibt sich für uns die Herausforderung, ob wir daran etwas ändern können, ob wir dem ideologischen Prozess in dieser Gesellschaft eine andere Richtung geben können. Das hat natürlich nicht allein mit unserem Wollen oder Können zu tun, sondern das geht nur, weil der ideologische Prozess insgesamt im Gange ist. Ich bin zum Beispiel absolut nicht der Überzeugung, dass dieser Rechtstrend, den wir seit geraumer Zeit bemerken, eine so ausgemachte Sache ist, dass man ihn nicht «umdrehen» könnte. Das Unbehagen an dem Lauf der gegenwärtigen Dinge reicht weit in die SPD hinein. Und die Wahl des Kanzlers Schmidt ist für die Mehrheit des Wahlvolkes nun keineswegs mehr eine Glaubensangelegenheit, sondern eine rein pragmatische Entscheidung gegen Strauss. Eine solche Situation zeigt doch schon an, dass ein grosses Potential für eine Neuorientierung bereitsteht. Es wäre jetzt eine schon wieder ganz sektiererische Vorstellung, wenn man sich die Aufgabe sogleich so vorstellen wollte, als gelte es, mit diesem kritischen Potential die SPD zu sprengen. Wollen wir doch mal sehen, welche Veränderungen in der Regierungspolitik, im Herangehen an die wirklichen Probleme der Bundesrepublik die Folge sein würden, wenn es insgesamt zu einem Durchbruch neuer Fragestellungen in einem Grossteil der Mitgliederschaft und des Wählerpotentials kommt, auf das sich diese Partei stützt. Wir müssen da nicht alles Oppositionelle rausholen wollen.

In dem Zusammenhang muss ich wohl auch noch die Frage

der Organisation unserer Kräfte ansprechen. Sehen wir die Erfahrungen in Skandinavien mit linkssozialistischen Parteien an, die es trotz mancher Erfolge nicht geschafft haben, irgendwie mehrheitsbildend zu werden und letzten Endes doch eine marginale Rolle spielen. Das hat also nicht funktioniert.

Wir haben eine völlig andere Situation, gerade weil die traditionelle Linke – im Gegensatz auch zu Südeuropa – bei uns nicht so stark gewesen ist, nach dem Zweiten Weltkrieg. Damit kann sie uns auch nicht mehr ein so grosses Hindernis sein, wie es jede Partei einfach sein muss, auch die beste, wenn es zu grossen Veränderungen kommt. Jede Partei hat ihren Apparat, hat ihre Tradition, hat Leute, die ihre Positionen liebhaben, auch wenn es nicht gleich unbedingt Machtbesessene sein müssen. Es gibt einfach eine Eigengesetzlichkeit, einen Widerstand, die eigene Organisation aufzugeben, falls es einmal notwendig sein sollte. Obwohl von den Voraussetzungen zunächst einmal scheinbar ungünstiger, ist die Lage in der Bundesrepublik, unter diesem Blickwinkel gesehen, durchaus auch positiv. Ich habe für mich das einmal so formuliert: Wir haben nichts zu verlieren (jetzt nicht: «als unsere Ketten», sondern:) als unsere Kutten, nämlich unsere Sektierererkutten, wenn wir uns in die Aufgabe stürzen, wenn wir unser sozialistisches Potential in eine Bewegung einbringen, die für unsere sozialistischen Ziele von ganz grundlegender Bedeutung ist und zugleich aber noch breitere Interessen als die von dieser sozialistischen Linken doch bisher vorwiegend repräsentierten Arbeiterinteressen vertritt. Das heisst, wir

können hier etwas gewinnen. Unsere Aufgabe besteht jedenfalls nicht darin, die Grünen rot umzufärben oder zu überfahren. Wir kommen als Sozialisten – nicht nur trotzdem, sondern auch gerade deshalb, weil wir uns hier einordnen können und nicht überordnen – auf unsere Kosten. Ansonsten hindert uns

ja nichts daran, Diskussionsforen zu schaffen, in denen wir spezielle Fragen sozialistischer Theorie oder Politik besprechen können.

(Auszug aus nicht abgedruckten Passagen eines Interviews mit der «Bunte-Liste-Zeitung», Hamburg, 13. Dezember 1979.)

Pierre Fornallaz

Die dritte Aufgabe der Hochschule

Ein Professor nimmt Abschied von der ETH



Pierre Fornallaz ist seit kurzem erst Professor im Ruhestand. Er gehört heute dem Zentrum für Angewandte Technologie und Sozialökologie, 4438 Langenbruck, an. Als er an der ETH diese Abschiedsrede hielt, war das Auditorium Maximum bis auf den letzten Platz besetzt.

Abschiedsvorlesungen sind stimmungsmässig von Abenddämmerung geprägt. Ich möchte deshalb entgegen der offiziellen Ankündigung keine Abschiedsvorlesung halten. Die Worte von Hermann Hesse in seiner kurzen Betrachtung «Einkehr» drück-

ken meine Stimmung viel besser aus. Er schreibt sie 1919 – etwas jünger als ich: «In meinem Leben ist es jetzt Mittag, ich bin an Vierzig vorbei, und ich spüre, wie sich, seit Jahren vorbereitet, neue Einstellungen, neue Gedanken, neue Auffassungen melden, wie sich das Ganze meines Lebens neu und anders kristallisieren will ... es ist eine Häutung im Gange, ein ausgewachsenes Kleid will abfallen.» In diesem Sinne sind die nachfolgenden Gedanken nicht als Abschied, sondern als Wegmarke in einem Entwicklungsprozess zu deuten. Rückblickend auf meine 13jährige Lehr- und Forschungstätigkeit an der ETH regen sich in mir unterschiedliche Gefühle:

– Ich bin der ETH sehr dankbar für die grosszügige Unterstützung, die ich in fachlicher Hinsicht erfahren durfte. Ich habe die gewünschten Mitarbeiter und alle benötigten Forschungskredite erhalten.
– Ich habe die akademische Freiheit, auch ausserhalb meines engen Fachgebietes

tätig sein zu dürfen, und die geistige Bereicherung, die ich daraus gewann, ausserordentlich geschätzt. Im Auftrag der Subkommission für Interdisziplinäre Veranstaltungen konnte ich im Jahre 1973 das ETH-Symposium «Technik für oder gegen den Menschen?» mitgestalten. Diese Aufgabe hat mir entscheidende Einblicke in Gesamtzusammenhänge, Vernetzungen und Sachzwänge eröffnet, hat ein sozialetisches Interesse geweckt und in mir nachhaltig geprägt.

– Problematisch scheint mir das technisch-naturwissenschaftliche Spezialistentum an unserer Hochschule. Es ist für mich schwer verständlich, dass eine so anregende Umwelt so wenig Echo für fachübergreifende Zusammenhänge zu erzeugen vermag. Was sind die Gründe?

Gefühle der Dankbarkeit und der Sorge mischen sich deshalb in diesem Rückblick: Dankbarkeit für die mir gebotene Möglichkeit, das bereits in meiner früheren Industrietätigkeit empfundene

Ich verstehe die Wirtschaftsmacht keineswegs als Inbegriff des Bösen, sondern nur als politische Realität, welche heute unbestrittene und geschätzte Leistungen erbringt, welche aber aus ihrem kurzfristigen Zielhorizont heraus nicht richtungsweisend sein kann.

Unbehagen angesichts der ungesteuerten hemmungslosen Entwicklung unserer Wirtschaft zu artikulieren, und über Lösungen der entstandenen Probleme nachzudenken. Sorge um eine Institution, der ich auch als Student, Assistent und Ingenieur sehr viel zu verdanken habe, und die in den Me-